

Deutschen Rundschau

Nr. 235. Bromberg, den 4. Dezember 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

(19. Fortsetzung.

Der Greis nickte ernsthaft.

„Recht habt Ihr!“ sagte er. „Sie wird Euch ja ohnehin Vorwürfe machen — Euch und mir — des Kadisch wegen ... Aber das ist nicht zu ändern! ... Nein, über den Verwaisten darf keines „Fehlermachers“ Hand kommen. Aber wo nehmt Ihr die zweihundert Gulden her?“

„Das frag' ich Euch“, rief sie unter strömenden Tränen. „Ich bring's nicht zusammen, und wenn ich den letzten Stuhl aus dem Zimmer verkauf'.“

„Dann steht's schlimm“, sagte er gedrückt. „Dovidl läßt nichts mehr nach; bei anderen eine Sammlung machen, wär' vergeblich — Sender ist ja nicht hiesig! — mag Mendele Schnorrers Sohn ein „Sellner“ werden!“

Er dachte nach. „Da kann nur eins helfen: eine Heirat! Von der Mitgift erlegen wir das Geld!“

„Aber der Marschallik weiß nichts Rechtes für ihn“, wandte sie schüchtern ein.

„So nehmt, was er hat. Hier steht eine Seel' auf dem Spiel!“

„Aber wenn er unglücklich wird?“

„Lieber unglücklich werden, als kein frommer Jud' mehr sein können! ... Und dann — eine unglückliche Ehe läßt sich scheiden, aber wer rekrutiert wird, muß sieben Jahr' Sellner bleiben!“ So lange währte damals die Dienstpflicht in Österreich.

„Und wenn Sender nicht will?“

„Schickt ihn zu mir — und er wird wollen!“

Die Zuversicht des frommen Mannes erhöhte auch ihren Mut, getrösteter kehrte sie heim. Aber diese Stimmung hielt nicht lange vor. Die Tage verstrichen, Reb Itzig ließ sich nicht blicken, und doch war es nun höchste Zeit. In vierzehn Tagen schon sollte die Losung stattfinden, die Versammlung aller Stellungspflichtigen im Gemeindehause, bei der jeder aus einem Säckchen die Nummer zog, welche die Reihenfolge seines Erscheinens vor der Kommission regelte. „Wie soll ich's ihm erklären“, dachte sie, „daß er nicht befreit ist?!“

Aber auch ein anderer Grund ließ sie zögern. Er war gerade in diesen Tagen so stillfröhlich, wie sie ihn nie zuvor gesehen. Der laute, übermütige Vorwitz, der sie oft gekränkt und geärgert, aber auch die verstockte Scheu, mit der er ihr in diesem Winter gegenübergestanden, waren verschwunden. „Jetzt, dachte sie, „zeigt sich an ihm jener Zauber, der seinem Vater so viele Freund' gemacht hat, aber dabei ist er doch gottlob so ganz anders, als der, so häuslich, brav und gehorsam.“ Sie mochte das Glücksgefühl nicht stören, das ihm aus den Augen leuchtete; woher es rührte, ahnte sie nicht. Er hatte nun auch die Sprachlehre überwunden, schwelgte in den farbigen Bildern einer bisher unbekannten, ungeahnten Welt, die ihm das Lesebuch erschloß, und tat dabei in Gedanken täglich einen Schritt vorwärts, dem großen Ziele seines Lebens zu.

„Der gute Junge“, dachte sie. „Die bittere Stund' kommt ihm früh genug, aber wenigstens will ich's ihm dann auf gute Art beibringen.“

Das Schicksal wollte es anders. Diese Stunde sollte für beide eine der furchtbarsten ihres Lebens werden.

Es war der erste Sonntag im April, zugleich der erste wolkenfreie Tag nach den endlosen Regengüssen, die für diese arme Landschaft den Anbruch des Frühlings bedeuten, denn wie alles andere Schöne, was unter glücklicheren Himmelsstrichen die Menschen labt, wird ihr auch der Lenz spät und kärglich zu teil. Noch waren die Straßen grundlos, die Äcker von einer Schlammschicht bedeckt und an den Bäumen hingen die ersten grünen Blättchen triefend herab, aber nun zum ersten Male seit langem, seit er zuletzt im Schnee geglitzert, lag der Sonnenschein verklärend über der traurigen, endlosen, verregneten Ebene und die Luft war feucht, aber warm. „Frühling, Frühling“, murmelte Sender, als er in der ersten Früh das Fenster seines Kämmerchens öffnete, und beugte sich weit vor, diese reine Luft einzusaugen. „Gottlob, Frühling!“

Er lächelte beglückt vor sich hin. „Mein letzter Frühling in dieser Kammer!“ Und dann folgte der letzte Sommer und wie rasch war der Herbst da und dann — zu Neujahr ...

Er schloß die Augen, als könnt er den Glanz des Glücks nicht ertragen, in dem sein Leben vor ihm lag, soweit ihm der Blick reichte. Bisher hatte ihn eine trotzige oder kecke Zuversicht erfüllt, heute, an diesem ersten Frühlingsmorgen, da ihm jedes Hindernis beseitigt schien, war ihm so weich und zugleich so selig zu Mute wie nie zuvor. Mit anderer, höherer Empfindung als sonst langte er nun die Gebetriemen aus dem Schrein und schlug sein Andachtsbuch auf, das Morgengebet zu sprechen.

Es war ein abgegriffenes Büchlein mit mürben Blättern, das wohl einst in schwarzes Leder mit Goldschnitt gebunden gewesen; heute war der Einband grau und zerfetzt, der Druck fast verwischt. Ein altes Büchlein, und er hatte es nie neu gekannt; die Mutter hatte es ihm einst, als er beten gelernt, geschenkt; es habe früher einem Verwandten gehört. Aber so alt es war, ihm diente es gut, und gar beim Morgengebet konnte ihn der undeutliche Druck nicht stören; dies Gebet kannte er ja, wie jeder Jude, auswendig, und hielt beim Beten nur deshalb den Blick auf das Buch geheftet, weil es die Sitte so gebot. Und vielleicht sprach er auch das Gebet all diese Jahre oft genug aus keinem anderen Grunde — die Unterlassung wäre Sünde gewesen, warum sollte er sündigen? Heute aber, im Glanz dieses Frühlingstages, quollen ihm die Worte nicht bloß von den Lippen, sondern auch aus dem Herzen. Er war sich dessen wohl selbst kaum bewußt, und noch weniger hätte er sich über den Grund Rechenschaft geben können — verstanden hatte er diese hebräisch-chaldäischen Worte wohl auch sonst, heute schienen sie ihm für ihn selbst geschrieben: „Dank dir, Gnadenreicher, der du erfüllest, wonach unser Herz schmachtet ... Erbarme dich über uns und gib uns in das Herz, zu verstehen und zu erkennen, zu hören und zu lernen ..“ Und als er an die Stelle kam: „Gepriesen seist du, der du die Siechen genesen machst und alle Krankheit von uns nimmst“ — erhob er die Augen zum Himmel.

Ja, auch diese Last war nun von ihm genommen, die einzige, die ihn noch bedrückt. Er hatte das „bißchen Husten“ nicht schwer genommen, aber es war doch recht lästig gewesen, und er hatte gelogen, wenn er der Mutter versichert, er empfinde keinen Schmerz dabei. Aber er hatte immer gehofft, das werde besser werden, wenn nur erst der Winter vorbei sei, und wirklich war schon während der Frühlingsregen der Hustenreiz geringer geworden. Heute

quälte er ihn kaum mehr, und wenn er atmete, fühlte er kein Stechen in der Lunge. Wohl aber hatte er dabei eine andere Empfindung, die ihm wohl ungewohnt, aber nicht peinigend war, ein Gefühl der Schwere und Wärme in den Lungen, und es wuchs, je mehr er die feuchte, schwüle Luft dieses Frühlinsmorgens einsog. Es war, als hätte der Erdgeruch, der sie erfüllte, etwas Berauschendes; seine Pulse klopften, der Atem ging hastiger, das Blut drängte ihm zu Kopfe, und als er sich am Schluß des Gebetes, wie es die Satzung vorschrieb, dreimal tief gegen Osten verneigte, überkam ihn ein Schwindel, daß er sich am Bettrand festhalten mußte, um nicht umzusinken.

Aber das ging so rasch vorbei, daß es ihn nicht weiter ängstigte. Als er in die Wohnstube trat und der Mutter den Morgengruß bot, blickte sie ihn mit freudigem Staunen an und sagte: „Heut' geht's dir gottlob wieder ganz gut, nicht wahr? Du hast ja ordentlich rote Backen, wie ich sie eigentlich noch nie an dir gesehen hab'!"

„Ich fühl' mich auch ganz gesund!" sagte er. „Was hab' ich dir immer gesagt? Der Husten ist nicht der Rede wert!"

„Es war ja nur, weil du so mager bist!" Sie überflog das scharfgeschnittene Antlitz, die hochaufgeschossene, bewegliche, aber schmalbrüstige Gestalt. „Dir schlägt ja kein Essen an, du bleibst wie ein Windhund!"

„Jetzt soll's anders werden", erwiderte er lachend und machte sich über die Frühstückssuppe her. „Gib acht — du wirst mich bald ums Geld zeigen können, so fett werd' ich."

Mit dem Essen ging es aber doch auch heute nicht recht, so wenig wie früher, und jene seltsame Empfindung der Schwere in den Lungen wollte nicht weichen. Um es der Mutter zu verbergen, führte er den Löffel fleißig, aber fast ungefüllt zum Munde. Es kam ihm sehr gelegen, daß eben ein Wagen am Schranken hielt, nun mußte die Mutter das Zimmer verlassen. Aber Frau Rosel blieb auf ihrem Sitz am Fenster, statt ihrer trat die alte Kasia, die sonst am Sabbat den Dienst für sie verrichtete, an den Kutscher heran und nahm das Mautgeld in Empfang.

„Ich hab' sie heut' hier behalten", sagte die Mutter zur Erklärung, „weil ich später in die Stadt muß!"

„So?" fragte er. „Wozu?"

Sie blickte vor sich nieder, setzte zum Reden an und schwieg dann wieder.

„Ich habe verschiedenes in Ordnung zu bringen", sagte sie endlich fast verlegen. „Wie lang bleibst du heut' in der Werkstätte?"

„Wie gewöhnlich bis nach Elf. Warum?"

„Wart' heut' auf mich, ich werd' dich abholen . . ."

Das war so ungewöhnlich, daß er sie befremdet ansah. Aber sie wich seinem Blick aus.

„Dahinter steckt was!" dachte er unruhig, als er dem Städtchen zuschritt. „Sie war so verlegen . . ."

Aber der Gedanke verflog rasch, wie er gekommen. Der Morgen war so herrlich und ihm so freudig zu Mut — er glaubte, nie einen schöneren Frühlingstag erlebt zu haben.

„Guten Morgen!" rief ihm der Meister fröhlich entgegen, als er in die Werkstätte trat. Er hatte dem Lehrling auch sonst in der letzten Zeit häufig zuerst den Gruß geboten, nun klang es gar wie ein Jubelruf.

„Auch er ist an einem solchen Tag ganz anderer Laune", dachte Sender, „obwohl er doch nur ein Uhrmacher ist . . ." „Guten Morgen, Meister! Der Frühling ist da!"

„Freilich ist er da", kicherte Klein-Jossele, „und mit ihm alles, was dazu gehört . . ."

„Was dazu gehört?!" wiederholte Sender lächelnd. „Natürlich — die Sonne, die Blumen —"

„Und noch was", lachte der Meister. Da aber kam ihm das fromme Gebot in den Sinn: „Du sollst deinem Nächsten nicht unangenehme Botschaft künden, es sei denn zu seinem Heil." Er zwang sich zu einer ernsten Miene und wies Sender die Arbeit für heute an. „Es drängt aber nicht", setzte er freundlich hinzu.

Dann jedoch kitzelte ihn die Neuigkeit, die er unterdrückt, doch ordentlich im Halse, er glaubte daran ersticken zu müssen.

„Meyerl Schulklopfer war eben da", begann er in möglichst harmlosem Tone.

Meyerl Kaiseradler war ein armseliges, gebeugtes, gleichsam von der Not des Lebens zerdrücktes Männchen, das sich kümmerlich als Diener der „Schul", der Synagoge, fortbrachte; als solcher hatte er die Männer in den Wintermonaten zum Schulgang zu wecken, daher der Name seines Amtes. Da er dabei samt seinen vielen Kindern hätte verhungern können, so gönnte man ihm den Nebenverdienst, alle amtlichen Mitteilungen der Gemeinde auszutragen.

„So?" fragte Sender. „Müßt Ihr wieder Steuer zahlen . . ."

„Nein! . . . Diesmal hat er dich gesucht, lieber Sender!"

„Mich? Was wollte er?"

Aber da hatte in dem kleinen Manne wieder die Ehrfurcht vor der frommen Satzung über die Schadenfreud gesiegt. „Ich weiß nicht . . . Er kommt wohl wieder." Und er zwang sich sogar, hinzuzufügen: „Etwas Böses ist's wohl nicht!"

„Ich wüßt' auch nicht was," erwiderte Sender gleichmütig.

Leise pfeifend und gemächlich machte er sich an die Arbeit, die ihm zugewiesen war. Aber der Meister hatte ja selbst gesagt, es eile nicht. Und so blickte er immer wieder durch die offene Ladentür auf den Marktplatz, an dem des Uhrmachers Haus lag.

Es war da heute mehr Leben als sonst. Die Bauern aus den Vororten zogen im Sonntagsstaat zur ruthenischen Kirche, die wenigen katholischen Bürger von Barnow eilten zur Messe in der Klosterkirche. Dazwischen standen viele Juden auf dem Platze in größeren Gruppen oder zu zweien. Einige schrien und gestikulierten, andere hörten ihnen andächtig zu, wieder andere starrten mit bleichem Antlitz und traurig vor sich hin.

„Was nur die Leut' haben?" fragte Sender den Meister. Aber noch ehe dieser erwidern konnte, vermochte Sender sich selbst die Antwort zu geben. Da erschien hastigen Schritts, das Antlitz mit der Hakennase hoch erhoben, Dovidl Morgenstern auf dem Marktplatz und war im Nu von einem Haufen umringt, der immer größer anwuchs.

„Ach so!" lachte Sender. „Die Rekrutierung! . . . Wann ist sie denn?"

„Die Losung ist in acht, die Stellung in vierzehn Tagen", erwiderte der Meister und lächelte die Uhr, die vor ihm lag, ganz verzückt an.

„Freilich", erwiderte Sender. „Wir sind ja schon im April. Gottlob, daß es mich nichts angeht." Im stillen aber wiederholte er diesen Gedanken noch viel nachdrücklicher. „Wie entsetzlich wär' das, wenn ich jetzt „Sellner" werden müßte. Sieben Jahr' muß man dienen! Aus wär's mit meinem Plan, mit meinem ganzen Leben! Ich glaub', ich würde den Schmerz nicht ertragen! Gottlob! . . . Gottlob!"

Und wieder sah er gleichmütig zu, wie immer mehr Leute draußen zusammenströmten, und sich die Gruppe um Dovidl Morgenstern vergrößerte.

„Er lügt ihnen natürlich vor", sagte er dem Meister, „daß er sie alle befreien wird — alle! Und die armen Teufel glauben ihm!"

Jossele Alpenroth wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Recht hast du!" rief er. „Für einen Hexenmeister halten ihn die Dummköpfe. Und doch wird jährlich die bestimmte Zahl genommen! Hahaha! Nicht einer weniger!"

„Aber hart ist's doch!" sagte Sender. „Sieben Jahre! Wen's gerade trifft, — ihm wär' besser, er wär' nie geboren!"

Darauf erwiderte der Meister nichts mehr und es wurde so still in der Werkstätte, daß man die Fliegen summen hörte.

Nach einer Weile pfiff Sender wieder leise vor sich hin. Aber er mußte dazwischen doch zuweilen die Hand auf die Brust legen. Er fühlte sich völlig wohl, aber jener ungewohnte Druck wollte nicht weichen.

Indes hatte auch Frau Rosel ihren Gang zur Stadt angetreten. Der Rabbi hatte ihr am Tage zuvor durch Meyerl Schulklopfer sagen lassen, er erwarte sie morgen zehn Uhr, er habe Wichtiges mit ihr zu besprechen. Ihr Herz pochte, je näher sie seinem Hause kam. Es handelte sich um Senders Schicksal!

Wenige Schritte vor dem Hause hörte sie sich angerufen; da kam Itzig Türkischgelb hastig herbeigekeucht, daß die dünnen, grauen Wangenlöckchen nur so um das rötliche Antlitz flogen. „Er hat mich auch bestellt", sagte er, „er will mit uns die Sach' in Ordnung bringen!"

„Wenn's nur von uns beiden abhinge", erwiderte Frau Rosel kummervoll.

Im Vorzimmer des Rabbi trafen sie den armen, kleinen Kaiseradler, der gleichsam Adjutantendienste bei dem Gelehrten versah. „Ich hab' da einen Zettel für Euern Sohn", sagte er demütig, „ich hab' ihn nicht getroffen — es ist die Vorladung zur Losung, darf ich sie Euch geben?"

Die Frau nahm die Vorladung und ließ den Blick traurig auf dem grauen Papier haften. Oben war der kaiserliche Doppeladler zu sehen, unten der Stempel der Gemeinde Barnow; die gedruckten und geschriebenen Zeilen, die dazwischen standen, verstand sie nicht — es waren ja „christliche" Buchstaben. In deutscher Sprache, die damals im ganzen Kaiserstaat die Amtssprache war, wurde der Uhrmacherlehrling Sender Glatteis, bei der Rosel Kurländer im Mauthaus wohnhaft, aufgefordert, bei Vermeidung der gesetzlichen Strafen usw. Zur Orientierung für den Boten hatte Luiser Wonnenblum in hebräischer Kurrentschrift an den Rand geschrieben: „Roseles Pojaz."

Frau Rosel trat, vom Marschallik geleitet, in die Studierstube des Rabbi. Er saß im Lehnstuhl hinter einem mächtigen Folianten und horchte einem seltsamen Konzert. An einem Tische am Fenster saßen drei Jünglinge, wiegten

sich gleichmäßig hin und her und lasen unisono in hohen Tönen näselnd einen Talmudtext, daß es wie der Singsang dreier verschnupfter Tenore klang. Bei dem Eintritt der beiden hieß sie der Rabbi hinausgehen, lud die Gäste zum Sitzen ein und begann dann: „Es steht geschrieben: „Laß die Kinder der Welt das Weltliche besorgen." Aber geschrieben steht auch: „Der Waisen Sache sei deine Sache." Ich hab' mich nicht darum zu kümmern, welcher Jung' welches Mädele nimmt und ob er Sellner wird oder nicht. Aber Sender ist ein Fremdling in unserer Gemeinde, und hat sonst keinen Annehmer als mich, und sein Vater — er ruhe in Frieden — hat mich vielleicht ohnehin schon vor Gott verklagt — wegen seines „Kadisch". Er soll mir nicht auch nachsagen dürfen: „Er hat meinen Sender dem Verderben überlassen!" Und darum muß ich jetzt über seine Heiratssach' mit Euch reden und über seine Militärsach', so ungern ich es tu'!"

Er begann sich hin und her zu wiegen und fuhr fort: „Sind es aber zwei Sachen? Nein — es ist beides eine Sach'! Wenn Sender nicht heiratet, so muß er Sellner werden! Folglich muß er heiraten! Wo aber ist da die Schwierigkeit? Ist Sender vielleicht, Gott bewahre, außer stande, zu heiraten? Nein! Oder haftet, Gott bewahre, ein Makel an ihm? Nein! Oder findet sich niemand, der ihm seine Tochter geben wollt'? Nein, Reb Iwig hier hat mir gesagt, er kennt solche Eltern! Oder ist an diesen Eltern oder an ihren Töchtern ein Makel, daß Ihr, Frau Rosel, oder Sender sie verschmähen müßtet?! Nein, nicht an allen. Also wo ist die Schwierigkeit, frag' ich nochmals? Darin liegt sie, daß Euch, Frau Rosel, leider kaum eine zur Schwiegertochter recht ist. Und ferner darin, daß Sender nicht heiraten will! Das erste ist nicht in der Ordnung, und das andere ist gar eine Sünde, und beides wegzutun und auszurotten, als ob es nie dagewesen wär', ist meine Pflicht und mein Recht. Darum hab' ich euch beide hierher berufen!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wiedersehen.

Skizze von **Paul Grabein.**

Während Bernhard Korff, der Aufforderung der ihn empfangenden Zofe folgend, in Isas Salon trat, durchlebte er im Fluge noch einmal die erregenden Augenblicke dieses nie mehr erhofften Zusammentreffens am heutigen Vormittag: Im Strom der Straßengänger auf dem Opernring stand er plötzlich nach fünf langen Jahren Isa wieder gegenüber. Sie hatte ja nach der Scheidung alle Brücken zwischen ihnen abgebrochen; nur soviel hatte er gewußt, daß sie aus Berlin fortgegangen war. Jetzt endlich hörte er aus ihrem eigenen Munde Näheres. Isa hatte längere Zeit auf Reisen gelebt, hier und dort, unstät, wurzellos auch im Innern, bis sie das Schicksal in Brione mit Bill Ronach zusammenführte, dem berühmten österreichischen Filmregisseur. Er hatte sich ihrer angenommen, ihr wieder ein Lebensziel gewiesen und den Weg zu ihrem jetzigen Beruf geebnet. Isa Collani — so nannte sie sich als Künstlerin — hatte sich in der Wiener Filmwelt einen geachteten Namen gemacht.

Nun stand er als Besucher im Salon der Frau, die einst die seine gewesen war! Er sah sich in dem Raum um, ließ das Auge auch durch die Flucht der übrigen Zimmer gehen. Alles sehr geschmackvoll, eigenartig, aber so fremd. Kein Stück mehr von ihrer einstigen Einrichtung, die sie damals doch mitgenommen hatte. Gründlich aufgeräumt mit allem, was einstmals war! Er legte die Blumen, die er ihr gebracht, auf ihren Schreibtisch; dabei streifte sein Blick das große Porträt an der Wand. Ein Herr — ein Künstlergesicht, scharf geschnitten, selbstbewußt, um den Mund ein Zug starker Energie, fast etwas Herrisches. Ohne Zweifel Bill Ronach, ihr Schützer und Freund. Seine Brauen zogen sich zusammen, doch dann riß er den Blick gewaltsam von dem Bild los — er hatte ja kein Recht mehr an sie —, und er wandte sich ab, dem Fenster zu.

Dort hatte sie sich im Erker ein Plätzchen geschaffen, wo sie wohl einmal in stillen Stunden saß und las. Unter dem buntleuchtenden Seidenschirm der Ständerlampe ein weicher Daunensessel, daneben ein Tabulett mit Büchern. Er trat heran und hob ein paar der kostbar gebundenen Bändchen auf. Futuristische Lyrik, zersetzende Aphorismen, Laotse's kristallklare, aber eiseskalte Philosophie — wieder überschauerte ihn ein Hauch von Fremdheit. Mit schwerer Hand legte er die Bücher zurück. Aber dort auf der Fensterbank blühten in warmer, lebensvoller Fülle Blumen; darin war sie sich wenigstens treu geblieben. Und er sah weiter, fast versteckt unter dem Überhang der Blüten, bargen sich dort auch zwei kleine Photographien im schlichten Doppelrahmen.

Rasch beugte er sich darüber: Irmel, ihr verstorbenes Töchterchen, und er selber — jenes erste Bild, das er ihr einst geschenkt, als sie sich gefunden hatten.

Dunkel ward es ihm vor den Augen, die Gegenstände verschwammen. Bilder der Vergangenheit drängten übermächtig heraus, die Zeit ihrer Verlobung, der ersten Ehe voll reinen Glücks, bis die Schatten darüber warfen. Bei aller Liebe — sie waren zu ungleiche Naturen, die sich wohl wundreiben mußten in der Enge des Zusammenlebens. Sie trieben unaufhaltsam voneinander fort, und als die heimtückische Krankheit Irmel nach drei kurzen Lebensjahren hinraffte, riß das letzte Band, das sie noch beieinander gehalten hatte. Ihre Wege trennten sich, auf Isas Wunsch. Alles so zwangsläufig, so selbstverständlich, und doch — es würgte Bernhard Korff in der Kehle.

Das Geräusch einer im Nebenraum sich öffnenden Tür ließ ihn aufschrecken. Rasch trat er zurück. Ein paar Augenblicke später stand Isa vor ihm, fertig zum Ausgang. Er neigte sich über ihre Hand und reichte ihr die Blumen. Sie betrachtete sie mit einem eigenen, stillen Lächeln; ein Blick traf ihn. Es waren die schweren blaß-rosa Blütenkelche, die sie einst so gern gemocht. Ihm zitterten die Lippen, aber dann riß er sich zusammen. Sein Auge strahlte sie an, in dem kostbaren seidenen Abendmantel, der ihre schmiegsame Gestalt weich umfloß. „Wie entzückend du aussiehst!" — —

Es wurde ein ganz wundervoller Abend. Nach der Oper soupierten sie im Hotel. Das erlesene kleine Essen, der Sekt, die diskrete Musik erzeugten eine Stimmung, die auch Bernhard Korff aller Erdenschwere entriß. Er war geistreich, sprühend, wie es ihm in solchen Stunden vergönnt war, und umgab Isa mit ritterlicher Aufmerksamkeit — er warb um sie. Der Reiz der seltsamen Situation blieb nicht ohne Wirkung auf Isa. Mit dem ihr bei aller Zurückhaltung eigenen Charme nahm sie seine Huldigungen entgegen. Bernhard empfand ein Glück wie einst in fernen Jugendtagen. Die Stunden flogen dahin wie ein Traum.

Eine Sehnsucht weckende Walzerweise war eben verklungen; versonnen blickte Isa vor sich hin, wie es ihm schien, einen Hauch von Wehmut über dem Antlitz. Da wandte er sich ihr zu: „Sag' — bist du nun wenigstens glücklich, in deinem neuen Leben?"

„Glücklich?" Schwer fiel das Wort, und leise schüttelte sie das schöne Haupt. „Man hat das Eine und entbehrt das Andere — etwas in uns wird immer unerfüllt bleiben."

Eine Stille, dann wieder sein halblautes Forschen: „Denkst du noch bisweilen an alte Zeiten — an unser Beisammensein?"

„Bisweilen wohl." Ihr Blick ward weich und traurig. Er sah im Geist die beiden alten Bildchen, die sich unter den Blumen an ihrem Fenster versteckten, und mit geheimem Beben kam es von seinen Lippen: „Ach, Isa — manchmal waren wir doch recht glücklich!"

„Ja — du warst eigentlich immer rührend gut zu mir."

Bernhard Korff erzitterte das Herz. Hoffnungen erhoben sich stürmisch in ihm. Sie hatten beide unter Schmerzen gelernt, waren lebensreifer und duldsamer geworden — gab es nicht vielleicht doch noch ein gemeinsames Glück für sie? Es war, als ob Isa ahnte, was in ihm vorging. Ein mitleidiger Blick traf ihn, der ihr still gegenüber saß; doch dann trat in ihre Züge etwas Herbes, Entschlossenes. Mahnend sagte sie: „Es wird Zeit heimzufahren." — „Nicht doch", fuhr er auf. Aber sie beharrte.

So gingen sie denn. Schweigend saßen sie im Auto. Endlich brach er die Stille. „Warst du zufrieden mit diesem Abend?" — „Ja, es waren schöne Stunden, an die ich gern zurückdenken werde." — „Das klingt ja wie ein Abschied! Wir werden uns doch wiedersehen? Wann kann ich morgen bei dir vorsprechen?" Er beugte sich näher zu ihr, sah ihr drängend ins Auge. Ein kurzes Besinnen, und nun erwiderte sie: „Ich kann es noch nicht genau sagen — ruf mich vorher telephonisch an."

Wieder lastete das Schweigen zwischen ihnen. Bernhard Korff fühlte plötzlich eine dumpfe Traurigkeit. Der Wagen hielt. Er geleitete Isa zur Haustür und schloß auf. Sie reichte ihm die Hand. „Hab' Dank für diesen Abend, Bernd!" — Er wollte sich über ihre Hand neigen, doch plötzlich fühlte er ihre Lippen auf den seinen. War es nicht, als ob es feucht in ihren Augen schimmerte? „Isa —!" Erschrocken rief er es, aber schon war sie hinter der Haustür, die laut ins Schloß fiel. — —

Am anderen Morgen erhielt Bernhard Korff in seinem Hotel folgende Zeilen von Isas Hand:

„Mein lieber Bernd, der Zufall hat unsere Wege doch noch einmal zusammengeführt, entgegen meinem Willen. Ich weiß, Du hast es nie verstanden, daß ich damals nach der Trennung unserer Ehe den scharfen Schnitt zwischen uns zog; aber dieses unerwartete Zusammentreffen beweist mir, wie recht ich hatte. Glaub' mir, es geschah besonders deinetwegen. Eine Wunde, die so tief sitzt wie bei Dir, kann nur

heilen, wenn man nicht mehr an sie rührt. Nun geschah es doch, und ich beklage es aufrichtig, daß ich Dir zum zweitenmal Leid zufügen muß. Aber es muß sein!

Die Hoffnungen, die unser heutiges Beisammensein in Dir weckten, sind trügerisch. Es ist ja mein Schicksal, daß ich die Härtere von uns sein muß, zu unser beider Besten. Darum laß es mich klar aussprechen: Es kann nie ein gemeinsames Glück für uns geben! Ich weiß Deinen Wert voll zu schätzen, die Tiefe und Zartheit Deines Empfindens ist etwas Wundervolles und Seltenes, aber für eine Natur wie die meine ist sie verhängnisvoll. Ich komme mir im Vergleich mit Dir so unweiblich robust, fast brutal vor. Das bedrückt und reizt mich, macht mich störrisch Dir gegenüber. Ich habe viel über das Unglück unserer Ehe nachgedacht, hier hast Du seine Quelle! Und darum mußt Du Deinen geheimen Hoffnungen entsagen, endgültig. Vielleicht wird es Dir leichter, wenn Du aus diesen Zeilen zugleich erfährst, daß ich mich nunmehr entschlossen habe, den Antrag Bill Ronachs, der schon lange um mich wirbt, anzunehmen.

Laß mich schließen, mein lieber Bernd. Verzeih' mir, daß ich Dir noch einmal weh tat. Meine innigsten Wünsche begleiten Dich. Möchtest Du doch noch die Frau finden, die zu Dir paßt; eine liebe, weiche Frau, die Dir das Glück gibt, das Du voll verdienst!

In herzlicher Freundschaft, auch wenn ich Dir fern bleiben muß. Isa."

Adam am Toilettentisch.

Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land? Es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß es immer nur die Frau gewesen ist, die die entscheidungsvolle Frage erhoben hat. Es hat Zeiten gegeben, in denen die Männer ihr in dieser Beziehung nicht im mindesten nachstanden und mit gleichem Eifer darauf bedacht waren, ihr Äußeres so schön wie möglich zu gestalten und ihre Ehre darein legten, daß dies von anderen auch anerkannt wurde. Ja, in jenen Zeiten war es das „stärkere Geschlecht", das die meiste Zeit am Toilettentisch zubrachte und das meiste Geld für den Schmuck seines äußeren Menschen verausgabte.

Man kann in dieser Beziehung sehr interessante Studien machen, wenn man sich mal die alten Bilder aus dem Mittelalter ansieht und die Gewänder der Männer mit denjenigen der Frauen vergleicht. Letztere erscheinen lange Zeit hindurch sehr viel bescheidener und schlichter. Im 12. Jahrhundert etwa waren es vor allem die Männer aus den reichen Adelsgeschlechtern, die sich golddurchwirkte Seidenstoffe leisteten, über die sie im Winter kostbare Pelzmäntel legten, und auch ihre Handschuhe mit Edelsteinen besetzten. Die Frauen mußten damals auch in dieser Beziehung mit ihren Ansprüchen zurückstehen und sich mit bescheideneren Gewändern begnügen. Allmählich verstanden sie es freilich, ihre Forderungen mehr durchzusetzen, die Bilder aus dem 14. Jahrhundert zeigen einen großen Prachtaufwand in Kleidern auch bei dem weiblichen Geschlechte. Der Luxus erreichte zeitweise solche Ausmaße, daß man sich obrigkeitlicherseits entschloß, einschränkende Gesetze zu erlassen. Und da ist es interessant, daß ein solches englisches Gesetz auch damals noch den Männern einen größeren Spielraum zugesteht als den Frauen. Und so geht es noch fort während der nächsten Jahrhunderte. Noch aus dem Ende des 17. Jahrhunderts haben wir dafür einen interessanten Beleg in dem Tagebuch eines englischen Edelmannes. Er schildert darin an einer Stelle mit Stolz sein neuestes, sehr elegantes Kostüm, das ihn aber auch sehr viel Geld gekostet hat, so daß er sich veranlaßt sieht, Gott zu bitten, ihn aus der dadurch entstandenen Geldklemme zu retten. Er gibt auch den Preis, den er hat zahlen müssen, an, nämlich 23 Pfund für seinen Anzug und 12 für das Gewand seiner Frau. Man sieht also, daß seine bessere Hälfte mit einer viel bescheideneren Summe auskommen mußte. Charakteristisch für die damaligen Verhältnisse ist auch eine andere Stelle dieses Tagebuches, in der er es besonders betont und sich darüber wundert, daß bei einer Hoffestlichkeit die Frauen in hübschen bunten Gewändern erschienen waren: „Es war hübsch zu sehen", meint er, „daß die jungen Damen in bunten Kleidern und Mützen mit Bändern und Spitzen einhergingen, als ob sie Männer wären." Dagegen wird es offenbar als durchaus normal gefunden, wenn ein Mann am Hofe der Königin Anna eine Toilette trägt, die folgendermaßen beschrieben wird: „Er war hochelegant gekleidet mit breiten, silberbestickten Manschetten, in bernsteinfarbigen Seidenstrümpfen, hochroten Schuhen mit Diamantagraffen; an dem diamantenbesetzten Griff seines Degens hing eine lange Seidenquaste; sein Jabot war aus echten Spitzen; die Hände verschwanden unter dem üppigen Reichtum der Krausen aus demselben kostbaren Material. Sein Hut war mit Silber bestickt und sein braunes Haar fiel in langen Locken tief herab, durch ein rotes Band zusammengehalten. Wo er ging, verbreitete er einen Duft, als wäre er gerade aus einem Rosenbeete gestiegen." — Man sieht, daß die Behauptung, als sei die Putzsucht eine spezifisch weibliche Eigenschaft, durchaus nicht für alle Zeiten Geltung hat, übrigens selbst für die Gegenwart nicht ausschließlich; denn Forschungsreisende bezeugen, daß es noch heute verschiedene Völker und Stämme gibt, wo sich Vater Adam bedeutend mehr Gedanken macht über seine Gewandung und auch viel mehr Zeit am „Toilettentisch" verbringt als Mutter Eva . . .



Bunte Chronik



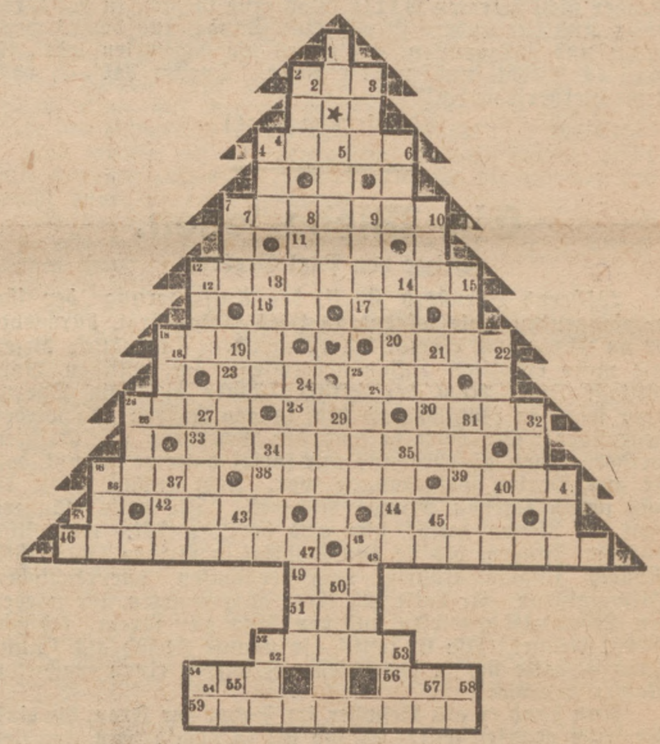
* **Ein Strauch, der sich selbst entzündet.** Der in Ägypten und Palästina wachsende Dictamnus-Strauch, der sog. weiße Diptam, enthält in seinen Blüten wie auch in seinen Blättern und Zweigen ein flüchtiges balsamisch-ätherisches Öl, das die Eigenschaft besitzt, bei starkem Wärmeeinfluß als Gas auszustrahlen und sich in diesem Zustande dann von selbst zu entzünden. Bei diesem eigenartigen Selbstentzündungsprozeß, den man besonders vor Gewittern häufig beobachten kann, verbrennt jedoch immer nur das Gas, während der Strauch völlig unversehrt bleibt.



Rätsel-Ecke



Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 2. Heldische Eigenschaft. — 4. Teil des Tages. — 7. Holländisch-belgische Landschaft. — 11. Getränk. — 12. Berühmtes indisches Drama. — 16. Flächenmaß. — 17. Chemisches Zeichen für Aluminium. — 18. Arisches Wohngebiet in Westasien. — 20. Starkes Begehren. — 23. Frauengestalt im Nibelungenlied. — 25. Ortsverbindung. — 26. Osteuropäisches Gebirge. — 28. Umstandswort. — 30. Weiblicher Vorname. — 33. Idyllisches Tonstück. — 36. Meerbusen. — 38. Göttin des Herdes. — 39. Tiroler Dichter (gestorben). — 42. Nordische Münze. — 44. Zusammenbruch. — 46. Europäisch-asiatisches Reich. — 48. Altdeutscher Männername. — 49. Weiblicher Vorname, Kurzform. — 51. Artikel. — 52. Stammes- und Schutzbild der Naturvölker. — 54. Weiblicher Vorname, Kurzform. — 56. Schweizer Kanton. — 59 Ort in Palästina.

Senkrecht: 1. Fürwort. — 2. Pöbel. — 3. Erdart; Laut. — 4. Adler poetisch). — 5. Nadelhölzer, Taxusart (Mehrzahl). — 6. Fluß in Rußland. — 7. Riesenschlange, Pelz. — 8. Strom in Ostasien. — 9. „Vater" in Kindesmund (auch gotisch). — 10. Bodensenke. — 12. englischer Anredetitel. — 13. Deutscher Philosoph. — 14. Wasserpflanze. — 15. Abschiedswort. — 18. Fürwort. — 19. Halle in Hochschulen. — 21. Insektenfressendes Tier. — 22. Nordische Meerriesin. — 24 Schwimmvogel. — 25. Geltung, Anklang. — 26. Handelsbrauch. — 27. Kernobst. — Männlicher Vorname, Kurzform für Jodokus. — 31. Theaterleitung. — 32 Schlangenförmiger Fisch. — 34. Männlicher Vorname, (schwedisch). — 35. Fluß in der Schweiz. — 36. Landschaft. — 37. Spielpapier. — 40 Fluß in Tirol. — 41. Weiblicher Vorname, Kurzform. — 43. Ägyptischer Gott. — 45. Ausgestorbenes Rind. — 47. Gründerin Karthagos. — 48. Verwandte chemische Verbindung. — 50. Englische Kolonie. — 52. Willensvollzug. — 53. Tierlaut. — 54. Vorsilbe. — 55. Französisches Adelsvorwort. — 57. Vorsilbe in Fremdwörtern. — 58. Abkürzung für Immanuel.

*

Auflösung des Rätsels aus Nr. 230.

Reimergänzungs-Rätsel:

Nacht, halten, gemacht, falten, Segen, entgegen.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.